

Leonhard Birnbacher

Arbeit an der Erfahrung

Zum deutschen Weg aus der
kriegsgesellschaftlichen Moderne 1943–1949

336 Seiten · broschiert · € 39,90
ISBN 978-3-95832-232-5

© Velbrück Wissenschaft 2020

I. Einführung

Das Jahr 2001 markiert in der jüngeren deutschen Geschichte eine Zäsur. Erstmals nämlich seit dem Zweiten Weltkrieg – das hatte der Deutsche Bundestag am 16. November 2001 mit knapper Mehrheit der Rot-Grünen Regierungsfraktion so beschlossen – wurden deutsche Soldaten wieder in einen Krieg geschickt.¹ Zwar hatte die Bundeswehr auch zuvor schon an internationalen Militärmissionen, sogenannten *Out-of-area-Einsätzen*, mitgewirkt, doch waren ihre Soldaten dabei nie in Kampfhandlungen verstrickt gewesen. Sie hatte in Somalia, in Bosnien-Herzegowina oder im Kosovo militärische Unterstützungsaufgaben in den Bereichen Logistik, Aufklärung und Ausbildung übernommen und sich so engagiert, ohne dass sie mit unmittelbarer Gewalt konfrontiert war. In Afghanistan, seit Oktober 2001 Schauplatz des von den USA initi-

1 Offiziell sah der Beschluss vom 16. November 2001 die Bereitstellung von 3900 Bundeswehrsoldaten für den Kampf gegen den *Internationalen Terrorismus* vor; vgl. Edgar Wolfrum, *Rot-Grün an der Macht. Deutschland 1998–2005*, München: C.H. Beck 2013, S. 298.

ierten *war on terror*, war die Lage indes anders. Hier hatte auch die Bundeswehr zu kämpfen. Und das bedeutete: Deutsche Soldaten verletzt und wurden verletzt, töteten und wurden getötet. Folglich tritt heute, mit etwas zeitlichem Abstand, klar zu Tage, dass die Operation am Hindukusch den seit den frühen 1990er Jahren laufenden Transformationsprozess des deutschen Sicherheitsapparates zum Abschluss brachte und aus einer »Armee für den Frieden«, als die sich die Bundeswehr nach ihrer Gründung 1955 stets begriffen hatte, eine »Armee im Einsatz« machte.² Doch so unbezweifelbar einschneidend diese Entwicklung aus sicherheitspolitischer, militärischer und nicht zuletzt aus soldatischer Perspektive war, für die deutsche Gesamtgesellschaft, ihren Aufbau und ihr Selbstverständnis änderte sich dadurch wenig. Sie, die deutsche Gesellschaft, ist trotz dieser »Renaissance des Militärischen« (Franz Kernic)³ weiterhin funktional differenziert, verfügt über ein friedensorientiertes Wertesystem und lehnt militärische Tugenden wie Opferbereitschaft, Heldenmut und Ehrstreben als soziale Leitkategorien ab.⁴ Kurzum: Die deutsche Gesellschaft unterhält zu Beginn des 21. Jahrhunderts mit der Bundeswehr zwar eine mehr denn je aktive Militärorganisation, militärische Gewalt ist in ihr also nicht abwesend, doch in ihrer Grundausrichtung bleibt sie eine Zivilgesellschaft.⁵

In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts hingegen war das anders. Hier überwoog nicht die Distanz zum Kriegerischen und Militärischen, vielmehr

- 2 Zur Bedeutung des Afghanistaneinsatzes für die deutsche Sicherheits- und Militärpolitik vgl.: Klaus Naumann, *Der blinde Spiegel. Deutschland im afghanischen Transformationskrieg*, Hamburg: Hamburger Edition 2013, S. 23ff.; Georg Löffmann, *Verteidigung am Hindukusch? Die Zivilmacht Deutschland und der Krieg in Afghanistan*, Hamburg: Diplomica 2008, S. 32ff.; Stephan Bierling, *Vormacht wider Willen. Deutsche Außenpolitik von der Wiedervereinigung bis zur Gegenwart*, München: C.H. Beck 2014, S. 93ff., 156ff.
- 3 Franz Kernic, *Sozialwissenschaften und Militär. Eine kritische Analyse*, Wiesbaden: Deutscher Universitäts-Verlag 2001, S. 145.
- 4 Im Jahr 2016 benannten 15 750 deutsche Bürgerinnen und Bürger, die im Rahmen des von der Bundesregierung initiierten Forums »Gut leben in Deutschland – Was uns wichtig ist« zu ihrem Leben und Lebenswünschen befragt wurden, die Bewahrung des Friedens im eigenen Land und den Einsatz für Frieden in der Welt als das ihnen wichtigste Thema; vgl. hierzu: Bericht der Bundesregierung zur Lebensqualität in Deutschland (<https://www.gut-leben-in-deutschland.de/downloads/Regierungsbericht-zur-Lebensqualitaet-in-Deutschland.pdf>) (zuletzt eingesehen am: 10.07.2020).
- 5 Wenn im folgenden Text an verschiedenen Stellen die männliche Form gewählt wird, so geschieht dies einerseits aus Gründen der Leserlichkeit; andererseits ist vor dem Hintergrund der Problemstellung selbstverständlich, dass in solchen Formulierungen beide Geschlechter inkludiert sind.

wies die deutsche Gesellschaft derart umfassende Gewaltbezüge auf,⁶ dass statt einer Perspektivierung als Zivilgesellschaft eine Perspektivierung als Kriegsgesellschaft geboten erscheint. Konkret zu beobachten war diese Entwicklung wiederum erstmals während des Ersten Weltkrieges. Der Große Krieg, wie ihn die Zeitgenossen nannten, beendete 1914 nämlich nicht einfach nur die seit dem Wiener Kongress andauernde Epoche des relativen Friedens, sondern machte zum ersten Mal in der Geschichte des modernen Deutschlands aus dem Krieg einen gesamtgesellschaftlichen Zustand. Folglich veränderte sich das Kaiserreich dahingehend, dass vom Sommer 1914 an nicht mehr der zivile, funktional differenzierte Aufbau maßgebend war, sondern allein die Mobilisierung menschlicher und materieller Ressourcen für militärisch-kriegerische Zwecke im Vordergrund stand.⁷ Das Militär in Form der Obersten Heeresleitung (OHL) wurde zur zentralen politischen Steuerungsinstanz, genauso wie es zu einer vollständigen Militarisierung und Bellifizierung der alltäglichen Lebenswelt kam. Doch der Erste Weltkrieg war, was die Vergesellschaftung des Krieges betrifft, nur der Auftakt. Die totale Ausrichtung auf den Krieg nämlich, die wenige Jahre später das diktatorische System des Nationalsozialismus und der Zweite Weltkrieg herbeiführten, reichte nochmals weiter. Seit den frühen 1920er Jahren hatte die nationalsozialistische Bewegung keinen Zweifel daran aufkommen lassen, dass sie die Ergebnisse des Ersten Weltkrieges nicht anerkannte und nach einer kriegerischen Revision des Versailler Vertrages strebte.⁸ Demzufolge handelten die Nationalsozialisten in ihrem Sinne konsequent, als sie unmittelbar nach ihrer Machtübernahme

- 6 Ute Frevert, »Heldentum und Opferwille, Ordnung und Disziplin: Militärische Werte in der zivilen Gesellschaft«, in: Andreas Rödder, Wolfgang Elz (Hrsg.), *Alte Werte – Neue Werte. Schlaglichter des Wertewandels*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2008, S. 139–149, hier: S. 140ff.
- 7 Siehe zur kriegsgesellschaftlichen Transformation moderner Gesellschaften: Volker Kruse, *Kriegsgesellschaftliche Moderne. Zur strukturbildenden Dynamik großer Kriege*, Konstanz, München: UVK Verlagsgesellschaft 2015, S. 11ff.; siehe zum Begriff »Vergesellschaftung der Gewalt« aus geschichtswissenschaftlicher Perspektive: Michael Geyer, »Der zur Organisation erhobene Burgfrieden. Heeresrüstung und das Problem des Militarismus in der Weimarer Republik«, in: Klaus-Jürgen Müller, Eckardt Opitz (Hrsg.), *Militär und Militarismus in der Weimarer Republik. Beiträge eines internationalen Symposiums an der Hochschule der Bundeswehr Hamburg am 5. und 6. Mai 1977*, Düsseldorf: Droste 1978, S. 15–100, hier: S. 27.
- 8 Rolf-Dieter Müller, *Der Zweite Weltkrieg. 1939–1945*, (Gebhardt Handbuch der deutschen Geschichte, Band 21, Hrsg. Wolfgang Benz), Stuttgart: Klett-Cotta 2004, S. 51; Andreas Wirsching, »Man kann nur Boden germanisieren«, Eine neue Quelle zu Hitlers Rede vor den Spitzen der Reichswehr am 3. Februar 1933«, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, 3/2001, München: Oldenbourg 2001, S. 517–550, hier: S. 518.

1933 damit begannen, die deutsche Gesellschaft frühzeitig und umfassend auf einen neuerlichen großen Krieg auszurichten. Sie setzten ein gesamtgesellschaftliches Bündelungsprogramm, bestehend aus politischen, kulturellen, technischen und ökonomischen Maßnahmen, ins Werk, um so die Deutschen in bisher nicht gekannter Weise kriegsfähig zu machen.⁹ Dieser Krieg, von der nationalsozialistischen Führung 1939 schließlich als Vergeltungsakt gegenüber Polen begonnen, veränderte dann aber alles: Er brachte nämlich nicht nur das verbrecherische Regime des Nationalsozialismus zum Verschwinden, sondern gleichfalls jenes Gesellschaftsmodell, das sich voll und ganz dem Führen eines Krieges unterwirft. Das wiederum heißt nicht, dass nicht auch der Erste Weltkrieg tiefgreifende Spuren hinterlassen und die deutsche Gesellschaft nachhaltig verändert hatte; der Große Krieg bedingte einschneidende politische Umwälzungen genauso, wie in Reaktion auf das massenhafte Töten und Getötetwerden in den Schützengräben jenes auf Opferbereitschaft und Ehrstreben basierte Wertesystem massiv an Bedeutung verlor.¹⁰ Doch die kriegsgesellschaftliche Struktur, das heißt die Fähigkeit des Krieges, eine moderne Gesellschaft vollständig an seinen Anforderungen auszurichten, beendet der Erste Weltkrieg in Deutschland noch nicht. Das bleibt dem Zweiten Weltkrieg vorbehalten. Erst an seinem Ende kommt es zum endgültigen Bruch mit den wirkmächtigen Ideen des Militarismus, des Bellizismus und des Imperialismus;¹¹ und erst nach ihm entwickelt sich ein institutioneller Aufbau, der nachhaltig an den Prinzipien der Zivilität, der repräsentativen Demokratie und der sozialen Marktwirtschaft ausgerichtet ist.¹² Während also in anderen europäischen Ländern wie in Frankreich oder

- 9 Armin Nassehi, »Gewalt als Normalfall. Warum der Frieden kalt bleiben muss«, in: Armin Nassehi, Peter Felixberger (Hrsg.), *Kursbuch 188. Kalter Frieden*, Hamburg: Murmann Dezember 2016, S. 28–45, hier: S. 39.
- 10 Herfried Münkler, *Der Wandel des Krieges. Von der Symmetrie zur Asymmetrie*, Weilerswist: Velbrück Wissenschaft 2014, S. 310ff.
- 11 Gabriele Metzler, »Das Jahrhundert der Gewalt und ihrer Einhegung«, in: Martin Sabrow, Peter Ulrich Weiß (Hrsg.), *Das 20. Jahrhundert vermessen. Signaturen eines vergangenen Zeitalters*, Göttingen: Wallstein 2017, S. 21–39, hier: S. 31ff.; Richard Bessel, *Violence. A modern Obsession*, London: Simon + Schuster 2015, S. 157; Ulrich Herbert, *Geschichte Deutschlands im 20. Jahrhundert*, München: C.H. Beck 2014, S. 15.; ausführlich mit dem Problem des Militarismus, Bellizismus und Imperialismus in Deutschland beschäftigen sich u.a.: Wolfram Wette, *Militarismus in Deutschland. Geschichte einer kriegerischen Kultur*, Frankfurt am Main: Fischer Wissenschaft, 2011, S. 35ff.; Jörn Leonhard, *Bellizismus und Nation. Kriegsdeutung und Nationsbestimmung in Europa und den Vereinigten Staaten. 1750–1914*, München: Oldenbourg 2008, S. 419ff., 571ff., 759ff.
- 12 Klaus Naumann, »Einleitung«, in: Klaus Naumann (Hrsg.), *Nachkrieg in Deutschland*, Hamburg: Hamburger Edition 2001, S. 9–28, hier: S. 9.

England bereits der Erste Weltkrieg die strukturbildende Kraft großer Kriege bricht und einen gesamtgesellschaftlichen Mobilisierungsprozess unmöglich macht, kommt es in Deutschland erst nach dem Zweiten Weltkrieg zu dieser Epochenwende.¹³

Nun ist freilich die Feststellung, dass das Ende des Zweiten Weltkrieges für die deutsche Gesellschaft die entscheidende Zäsur des 20. Jahrhunderts bildet, weder neu noch umstritten. Bereits die Generation der Zeitgenossen sprach von einem »Nullpunkt« oder einer »Revolution«, um auf diese Weise zum Ausdruck zu bringen, dass für sie die Welt nach dem Zweiten Weltkrieg eine vollständig andere war. »Es ist aus mit Deutschland«, schrieb 1945 beispielsweise der damals neunzehnjährige Dieter Wellershoff. »Denn das«, so der spätere Erfolgsautor, »ist nicht nur ein Krieg der verloren geht. Das ist viel umfassender und endgültiger.«¹⁴ Ähnlich sah das auch der aus Ostpreußen stammende Musik- und Kulturkritiker Joachim Kaiser. Ein tiefer Einschnitt sei das Ende des Zweiten Weltkrieges gewesen, wie Kaiser im Rückblick konstatierte. Die Welt habe in Trümmern gelegen, während zugleich eine neue sich zu formieren begann: »Als der Krieg zu Ende ging, als man plötzlich doch überlebt hatte, als man eben doch ungeheuerlich viel freier wieder seine Meinung sagen durfte, weiterexistieren konnte, Hoffnungslichter am Horizont erblickte: In diesem heillosen und heilvollen Jahr 1945 brach nicht etwa alles zusammen für die meisten jüngeren Menschen, die es durchmachten, sondern es brach vielmehr etwas auf!«¹⁵ Dass das Ende des Naziregimes und des Zweiten Weltkrieges einen Wendepunkt markiere, wie er tiefer nicht reichen könne, war auch die Überzeugung, zu der Klaus Mann gelangt war. Anfang Mai 1945 ließ der bekannte Autor, Kritiker und Publizist, der drei Jahre zuvor der amerikanischen Armee beigetreten war und hier als *special correspondent* wirkte, seinen Vater in New York wissen, dass in Deutschland nun endlich »alles« vorbei sei. Er sei an Hitlers Berghof, der bis zuletzt gefürchteten Alpenfestung, gewesen, doch selbst auf ihrer Ruine wehe nun mittlerweile die Trikolore

- 13 Richard Bessel, *Violence. A modern Obsession*, London: Simon + Schuster 2015, S. 139f., 145; zur Geschichte Europas im Zeitalter der Weltkriege allgemein siehe jüngst: Ian Kershaw, *Höllentsturz. Europa 1914 bis 1949*, München: DVA, 2016.
- 14 Zitiert nach: Werner Plumpe, »»Stunde Null« und »Wirtschaftswunder« – Gründungsmythen der Bundesrepublik Deutschland«, in: Bettina Citron (Hrsg.), *Deutsche Mythen seit 1945*, Bielefeld/Berlin: Kerber 2016, S. 47–65, hier: S. 56.
- 15 Joachim Kaiser, »Wieviel gelogen wird. Auch eine Erinnerung an die Stunde Null«, in: *Süddeutsche Zeitung* vom 28./29. April 1979; zitiert nach: Hermann Glaser, *Kulturgeschichte der Bundesrepublik Deutschland. Band 1: Zwischen Kapitulation und Währungsreform. 1945–1948*, München, Wien: Carl Hanser Verlag 1985, S. 19.

re. »Vorbei! Geschafft! Erledigt!«, diese Worte stehen im Zentrum eines langen Briefes, der vom zerstörten Obersalzberg und anschließend vom zerstörten München berichtet, doch alles in allem eine Allegorie auf den Zustand ist, in dem sich im Frühjahr 1945 das ganze Land befand. »Geborstene Mauern und verkohlte Balken, tiefe Trichter voller Schutt und Asche, zerbrochenes Mobiliar, Scherben und Dreck« – überall begegnete Klaus Mann auf seiner Reise dem physischen wie moralischen Zusammenbruch. Das Ende war allgegenwärtig und für niemanden mehr zu verleugnen, weshalb den überlebenden Deutschen jetzt, so Mann, auch nichts Anderes mehr übrigbleibe, als einen Zeitenwechsel zu akzeptieren.¹⁶

Die Auffassung, dass das Ende des Zweiten Weltkrieges eine alles verändernde Zäsur sei, wurde und wird aber nicht nur von den Zeitgenossen vertreten. Auch die Forschung teilt diese Sichtweise und deutet das Ende des Zweiten Weltkrieges als einen in seiner historischen Bedeutung kaum zu überschätzenden Kontinuitätsbruch. Ob Helmut Schelsky, Martin Broszat, Peter Graf Kielmansegg oder unlängst Heinrich August Winkler, Uta Gerhardt und Ulrich Herbert – sie alle stimmen in dem Urteil überein, dass das Ende des Zweiten Weltkrieges den nachhaltigsten und tiefsten Einschnitt der jüngeren deutschen Geschichte markiert.¹⁷ »Für die deutsche Geschichte«, heißt es dementsprechend bei Heinrich August Winkler, »bedeutet das Jahr 1945 nicht nur einen Wendepunkt unter anderen, sondern den Wendepunkt schlechthin.«¹⁸ Peter Graf Kielmansegg wiederum wertet den 8. Mai 1945 als den Moment, der »Deutschland gezwungen hat, sich selbst neu zu definieren.«¹⁹ Und

16 Klaus Mann, *Der Wendepunkt. Ein Lebensbericht*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1984, S. 478ff.

17 Ulrich Herbert, *Geschichte Deutschlands im 20. Jahrhundert*, München: C.H. Beck 2014, S. 550; Uta Gerhardt, *Soziologie der Stunde Null. Zur Gesellschaftskonzeption des amerikanischen Besatzungsregimes in Deutschland 1944–1945/1946*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 2005, S. 294ff.; Heinrich August Winkler, *Umkehr nach dem Untergang*, in: *Der Spiegel* 5/2005, S. 62–67, hier: S. 62; Peter Graf Kielmansegg, *Das geteilte Land. Deutschland 1945–1990*, München: Siedler 2004, S. 10ff.; Martin Broszat, Klaus-Dietmar Henke, Hans Woller, »Einleitung«, in: Martin Broszat, Klaus-Dietmar Henke, Hans Woller (Hrsg.), *Von Stalingrad zur Währungsreform. Zur Sozialgeschichte des Umbruchs in Deutschland*, München: Oldenbourg 1988, S. XXV–XLIV, hier: S. XXV; Institut für Zeitgeschichte (Hrsg.), *Nachkriegsgesellschaften im historischen Vergleich* (Kolloquien des Instituts für Zeitgeschichte), München, Wien: R. Oldenbourg 1982, S. 11.

18 Heinrich August Winkler, *Umkehr nach dem Untergang*, in: *Der Spiegel* 5/2005, S. 62–67, hier: S. 62.

19 Peter Graf Kielmansegg, *Das geteilte Land. Deutschland 1945–1990*, München: Siedler 2004, S. 10.

Ulrich Herbert beginnt seine *Geschichte Deutschlands im 20. Jahrhundert* mit der Feststellung: »Die deutsche Geschichte des 20. Jahrhunderts ist in zwei Epochen geteilt, die unterschiedlicher nicht sein könnten. Die erste Hälfte war von Kriegen und Katastrophen gekennzeichnet, wie sie die Welt nie zuvor gesehen hatte. In ihrem Mittelpunkt stand Deutschland, mit dessen Namen seither die furchtbarsten Verbrechen der Menschheitsgeschichte verbunden sind. Die zweite Hälfte führte schließlich zu politischer Stabilität, zu Freiheit und Wohlstand, wie sie nach 1945 völlig unerreichbar schienen.«²⁰ Die Forschung vertritt in der Frage, welche Bedeutung dem Zweiten Weltkrieg und seinem Ausgang in der Geschichte des modernen Deutschlands zukommen, also eine eindeutige Position: Mit dem Zweiten Weltkrieg endete nicht nur ein Krieg, es endete vielmehr ein Zeitalter, ein Zeitalter voller Gewalt, Chaos und politischer Hybris.

Doch so klar das Bild vom Zweiten Weltkrieg in der *longue durée* auch ist, anders stellt sich die Lage dar, wenn es nicht mehr um den historischen Ort des Zweiten Weltkrieges geht, sondern um das Kriegsende als solches. Dann nämlich fällt auf, dass bis heute nicht geklärt ist, was eigentlich das Kriegsende ist. Zwei Punkte verdeutlichen das: Zum einen der Umstand, dass historische Daten hier keine Orientierung bieten. Wo nämlich die Politikgeschichte auf Basis konkreter Daten, Handlungen und Entscheidungen ein Ende oder einen Bruch identifiziert, verweisen sozial-, kultur- und mentalitätsgeschichtliche Analysen auf Kontinuitätslinien, die es ihrerseits unmöglich machen, von einem klaren Schnitt oder einer Zäsur zu sprechen.²¹ Werden so zum Beispiel anstelle der politisch-militärischen Ereignisse, die das Ende des Zweiten Weltkrieges in Europa auf den Mai 1945 legen, sozio-ökonomische Faktoren als Erkenntniskategorien herangezogen, dehnt sich das Kriegsende zu einem Jahre umfassenden Korridor. Studien, welche die Lebensumstände, die Demographie oder die ökonomischen Grundlagen der deutschen Gesellschaft ins Auge fassen, gelangen dementsprechend meist zu der Erkenntnis, dass das Kriegsende in der Ausweitung der alliierten Bombenangriffe seinen Anfang nimmt und erst mit der Währungsreform von 1948 beziehungsweise mit dem Anstieg des Lebensstandards Ende der 1950er Jahre zum Abschluss kommt.²² Aber nicht allein die Sozialgeschichte tut sich

20 Ulrich Herbert, *Geschichte Deutschlands im 20. Jahrhundert*, München: C.H. Beck 2014, S. 15.

21 Herfried Münkler, *Der Erste Weltkrieg und das Ende der bürgerlichen Welt*, Arbeitspapier des Internationalen Graduiertenkollegs Halle-Tokyo, Nr. 16, 11/2014, Halle: Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, S. 5; Peter Graf Kielmansegg, *Das geteilte Land. Deutschland 1945–1990*, München: Siedler 2004, S. 13.

22 Martin Broszat, Klaus-Dietmar Henke, Hans Woller, »Einleitung«, in: Martin Broszat, Klaus-Dietmar Henke, Hans Woller (Hrsg.), *Von Stalingrad*

schwer damit, den Krieg punktuell enden zu lassen. Auch die Kultur- und Mentalitätsgeschichte sieht im Ende des Zweiten Weltkrieges weniger einen Schnitt als vielmehr eine Ligatur, also eine sich hinziehende Phase des Übergangs und Wandels. Sie weicht nur wiederum insofern von der sozialhistorischen Perspektive ab, als dass sie den zeitlichen Rahmen des Kriegsendes noch weiter fasst. Gerade das Erinnerungskonzept hat hier nämlich dazu beigetragen, dass der Krieg als ein Ereignis²³ gedeutet wird, das teilweise jahrzehntelang in den Köpfen der Menschen fortlebte und sich in Form unterschiedlicher Memorialpraktiken auf die nachgeborenen Generationen übertrug.²⁴ Je nach Akzentuierung endet aus kultur- und mentalitätsgeschichtlicher Sicht der Krieg dann entweder 1968, mit dem Appell Richard von Weizsäckers, den 8. Mai 1945 als Befreiung anzuerkennen, oder mit der Wiedervereinigung von 1989/90 – jedenfalls immer erst in einem Moment, in dem die Deutschen aus dem Schatten der Vergangenheit traten und sich aktiv ihrer Zukunft zuwandten.

Dass das Ende des Zweiten Weltkrieges einen eigenständigen Problemkomplex markiert, ist aber nicht allein an der historiographischen Debatte um dessen Gestalt zu erkennen, sondern auch an den

zur Währungsreform. *Zur Sozialgeschichte des Umbruchs in Deutschland*, München: Oldenbourg 1988, S. XXV–XLIV, hier: S. XXVf.; Hartmut Kaeble, *Sozialgeschichte Europas. 1945 bis zur Gegenwart*, München: C.H. Beck 2007, S. 94ff.; S. 108; Hans-Ulrich Wehler, *Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Vom Beginn des Ersten Weltkriegs bis zur Gründung der beiden deutschen Staaten, 1914–1949*, Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung 2010, S. 941ff.; Axel Schildt, »Nachkriegszeit. Möglichkeiten und Probleme einer Periodisierung der westdeutschen Geschichte nach dem Zweiten Weltkrieg und ihrer Einordnung in die deutsche Geschichte des 20. Jahrhunderts«, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht*, 44. Jahrgang, Heft 9, Hannover: Friedrich Verlag 1993, S. 567–584, hier: S. 568f.

23 Zum Begriff des Ereignisses siehe u.a.: Slavoj Žižek, *Was ist ein Ereignis?*, Frankfurt am Main: S. Fischer 2014, S. 11ff.; Alain Badiou, *Logiken der Welten. Das Sein und das Ereignis 2*, Zürich–Berlin: Diaphanes 2010, S. 402ff.

24 Harald Welzer, *Das kommunikative Gedächtnis. Eine Theorie der Erinnerung*, München: C.H. Beck 2011, S. 14; Harald Welzer, »Das soziale Gedächtnis«, in: Harald Welzer (Hrsg.), *Das soziale Gedächtnis. Geschichte, Erinnerung, Tradierung*, Hamburg: Hamburger Edition 2001, S. 9–21, hier: S. 12f.; grundlegend zur Gedächtnis- und Erinnerungsforschung: Maurice Halbwachs, *Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1985; Jan Assmann, *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*, München: C.H. Beck 1992; Johannes Fried, *Der Schleier der Erinnerung. Grundzüge einer historischen Memorik*, München: C.H. Beck 2004; Aleida Assmann, *Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik*, München: C.H. Beck 2006.

sozialwissenschaftlichen Schwierigkeiten, die es umgeben. Denn kriegsrische Gewalt, zumal die eines großen, lang andauernden Krieges, greift, wie jüngere Forschungsarbeiten betonen, tief in das Leben der betroffenen Menschen ein.²⁵ Sie endet nicht mit dem Tag der Niederlage, des Waffenstillstandes oder des Sieges, sondern reicht hinein in eine Gesellschaft, »auch wenn diese nach außen hin an keiner Front mehr kämpft«.²⁶ Ein Krieg wie der Zweite Weltkrieg bildet demnach ein Ereignis, das nicht ohne weiteres in den Entwicklungsverlauf einer Gesellschaft integriert werden konnte. Zu umfassend, tiefgreifend und nachhaltig sind die strukturellen Veränderungen einerseits und die Zerstörungen, Verluste und Verheerungen andererseits, als dass das Geschehene mit dem Tag des Kriegsendes auf »Null« gestellt werden konnte. Doch dass Kriege Folgen zeitigen und Gesellschaften nachhaltig prägen, wird in den Sozialwissenschaften wenig bis kaum zur Kenntnis genommen. Zwar ist die Geschichte der Moderne voll von Krieg, Gewalt und organisierter Zerstörung, gerade theoretische Arbeiten aber, die sich dem strukturellen Aufbau moderner Gesellschaften widmen, gehen mehrheitlich darüber hinweg – ganz so, als sei der Krieg eine Randerscheinung, ein nicht systematisch zu betrachtender Aspekt der Gesellschaftsgeschichte. Hans Joas und Wolfgang Knöbl sprechen folglich gar von »Kriegsverdrängung«, denn, so ihre Überzeugung, viele Sozialwissenschaftler würden den Krieg aktiv ausblenden. Sie würden ihn außen vor lassen und stattdessen den »Traum von einer gewaltfreien Moderne« kultivieren: »So galt und gilt für die überwiegende Mehrzahl der Theoretiker nach wie vor, dass sie – selbst wenn sie versuchen sollten, eine systematisch angelegte Interpretation der ›Moderne‹ vorzulegen – überraschenderweise fast immer dem Phänomen des Krieges vollständig oder weitgehend ausweichen. Allzu häufig erscheint deshalb bei ihnen, sofern sie an historischen Analysen überhaupt interessiert sind und sich nicht auf Momentaufnahmen der Gesellschaft oder flüchtige Zeitdiagnosen beschränken, die Geschichte der letzten Jahrhunderte als ein mehr oder weniger linearer Differenzierungs- und Rationalisierungsprozeß, ganz so, als

25 Bernd Greiner, »Gewaltanalyse als Gesellschaftsanalyse«, in: HIS (Hrsg.), *Berichte, Veranstaltungen, Veröffentlichungen 2008–2011*, Hamburg: Hamburger Institut für Sozialforschung 2010, S. 24–27, hier: S. 24; Volker Kruse, *Kriegsgesellschaftliche Moderne. Zur strukturbildenden Dynamik großer Kriege*, Konstanz, München: UVK Verlagsgesellschaft, S. 11ff.; Herfried Münkler, *Der Erste Weltkrieg und das Ende der bürgerlichen Welt*, Arbeitspapier des Internationalen Graduiertenkollegs Halle–Tokyo, Nr. 16, 11/2014, Halle: Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, S. 5.

26 Jan Philipp Reemtsma, »Krieg und Nachkrieg. Reden zur Eröffnung der Ausstellung »Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944« in München und Frankfurt«, in: Jan Philipp Reemtsma (Hrsg.), *Mord am Strand. Allianzen von Zivilisation und Barbarei, Aufsätze und Reden*, Hamburg: Hamburger Edition 1998, S. 381–390, hier: S. 383.

ob der soziale Wandel stets ein friedliches, geradezu harmonisches Fortschreiten gewesen wäre und es in der Moderne nicht immer wieder Phasen massiver zwischenstaatlicher Gewalt gegeben hätte.«²⁷ Nun mögen Hans Joas und Wolfgang Knöbl mit ihrer psychologisierenden Schlussfolgerung, wonach Sozialwissenschaftler die Existenz kriegerischer Gewalt verdrängen, über das Ziel hinausschießen und fragwürdige Kausalitäten herstellen,²⁸ zu verdanken ist ihnen aber nichtsdestoweniger, dass sie Klarheit ob des sozialwissenschaftlichen Umgangs mit Krieg und Gewalt geschaffen haben. Wie niemand vor ihnen haben sie aufzuzeigen vermocht, dass kriegerische Gewalt bis heute keine adäquate Berücksichtigung findet und die Sozialwissenschaften selbst diese Leerstellen zu verantworten haben. Anders gesprochen: Es sind »eigene« Versäumnisse, die hier Probleme bereiten. Denn dass Krieg und Gewalt nicht als Bestandteile moderner Gesellschaft behandelt werden, liegt nun mal nicht am Gegenstand und dessen Komplexität, sondern an den Sozialwissenschaften. Sie sind allen Objektivierungsbemühungen zum Trotz nicht wertfrei, sondern normativ eingefärbt – und das dergestalt, dass sie Krieg und Gewalt als pathologische, fremde oder historische Erscheinungen, kurz, als das Andere der modernen Gesellschaft abtun.²⁹ Damit ist freilich nicht gesagt, dass die Sozialwissenschaften grundsätzlich über Krieg und Gewalt hinwegblickten. Angesichts der Fülle an bestehenden Forschungsarbeiten zu diesem Thema wäre dies ein mehr als verkürzender Befund. Das Problem ist vielmehr, dass die Forschung Gesellschaft und kriegerische Gewalt als zwei getrennte, unverbundene Sphären behandelt.³⁰ Denn das lässt in den Hintergrund treten, dass es nicht nur ein *Entweder-Oder* gibt, sondern auch ein *Dazwischen*. Nun hat dieses Dazwischen zwar keinen dauerhaften Bestand, dennoch aber ist es im Sinne eines Scharniers von erheblicher Bedeutung. Statt struktureller Eindeutigkeit herrscht hier Bewegung, was bedeutet: In diesen Momenten regelt eine Gesellschaft ihre künftige Ausrichtung. Hier entscheidet sie, wie sie mit Krieg und Gewalt verfährt, wie sie diese interpretiert, deutet und

27 Hans Joas, Wolfgang Knöbl, *Kriegsverdrängung. Ein Problem in der Geschichte der Sozialtheorie*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 2008, S. 10f.

28 Volker Kruse, *Kriegsgesellschaftliche Moderne. Zur strukturbildenden Dynamik großer Kriege*, Konstanz, München: UVK Verlagsgesellschaft, S. 25.

29 Teresa Koloma Beck, Klaus Schlichte, *Theorien der Gewalt zur Einführung*, Hamburg: Junius 2014, S. 23ff.; Jan Philipp Reemtsma, »Der blinde Fleck. Über Gewalt in der Moderne«, in: *Mittelweg* 36, 2/2020, Hamburg: Hamburger Edition 2020, S. 5–22, hier: S. 10ff.

30 Dierk Spreen, *Krieg und Gesellschaft. Die Konstitutionsfunktion des Krieges für moderne Gesellschaften*, Berlin: Duncker & Humblot 2008, S. 9; Hans Joas, Wolfgang Knöbl, *Kriegsverdrängung. Ein Problem in der Geschichte der Sozialtheorie*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 2008, S. 14f.; Trutz von Trotha, »Zur Soziologie der Gewalt«, in: Trutz von Trotha (Hrsg.), *Soziologie der Gewalt*, Opladen, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 1997, S. 9–58, hier: S. 18.

bewertet. Doch da die Sozialwissenschaften davon ausgehen, dass kriegerische Gewalt und Gesellschaft im Kern unverbundene Entitäten seien, existieren für sie diese Transformationsphasen nicht. Sie haben hierfür weder den Blick noch die Mittel, mit der Konsequenz, dass entscheidende Prägefaktoren moderner Gesellschaft außen vor bleiben.

Angesichts dieser empirischen wie theoretischen Probleme blickt die vorliegende Arbeit nun auf das Ende des Zweiten Weltkrieges. Sie sieht darin ein Schlüsselmoment deutscher Geschichte, das es zu entschlüsseln gilt, um den weiteren Werdegang der deutschen Gesellschaft zu verstehen. Wie also endete für die deutsche Gesellschaft der Zweite Weltkrieg? Was kennzeichnete dieses Ende? Wann setzte es ein? Über welche Etappen erstreckte es sich? Und wann hatte der Krieg die Menschen losgelassen? Nicht um den entscheidenden Moment des Kriegsendes, sondern um dessen Dynamik soll es im Folgenden gehen. Denn klar ist, dass das Ende des Zweiten Weltkrieges für die deutsche Gesellschaft ein extremer und langwieriger Krisenzustand war. Sieben Millionen Menschen, darunter knapp eine Million Zivilisten, waren tot.³¹ Eine schwer zu überblickende Anzahl an Menschen hatte ihre Heimat verloren, mehr als 30 Großstädte lagen in Trümmern und die wirtschaftliche Infrastruktur war in weiten Teilen zerstört. Darüber hinaus waren die politische Struktur, die soziale Kohäsion und grundlegende moralische Verhaltensformen zusammengebrochen.³² Mit einem Wort: Der Zweite Weltkrieg hatte sich für die Deutschen zu einer »totalen« Katastrophe entwickelt – und das nicht nur wegen seines unmittelbaren Ausgangs, sondern auch, weil sich die Deutschen zunächst ihrer Sache so sicher gewesen waren. Sie hatten den Krieg ursprünglich als ein legitimes Selbstbehauptungsprojekt gesehen, waren von Sieg zu Sieg geeilt und hatten Europa in einem Tempo erobert, das kaum jemanden zweifeln ließ, dass Berlin die neue imperiale Kontinentalmacht sein würde.³³ Als ab 1943 aber die Rückschläge mehr wurden, die Opferzahlen anwuchsen und die deutschen Städte immer stärker bombardiert wurden, wandelte sich die Lage. Plötzlich war der Krieg kein Eroberungsprojekt mehr, sondern zeigte sich mehrheitlich von seiner zerstörerischen Seite. Die Verlustzahlen schnellten in die Höhe – und das nicht nur vorübergehend. Von 1943 an führten die Deutschen schließlich einen reinen Defensivkrieg und entrichteten zu dessen Aufrechterhaltung einen immensen Blutzoll, was sich unter anderem daran zeigt, dass allein in den Jahren 1944 und 1945

31 Lutz Raphael, *Imperiale Gewalt und mobilisierte Nation. Europa 1914–1945*, München: C.H. Beck, 2011, S. 251.

32 Richard Bessel, »The War to End All Wars. The Shock of Violence in 1945 and Its Aftermath in Germany«, in: Alf Lüdtke, Bernd Weisbrod (Hrsg.), *No Man's Land of Violence. Extreme Wars in the 20th Century*, Göttingen: Wallstein 2006, S. 69–99, hier: S. 78.

33 Vgl. Mark Mazower, *Hitlers Imperium. Europa unter der Herrschaft des Nationalsozialismus*, München: C.H. Beck 2009, S. 69ff.

über 3,2 Millionen deutsche Soldaten fielen.³⁴ Dazu kommt, dass sie weite Teile ihres oder des von ihnen eroberten Territoriums einbüßten. Sie mussten sich angesichts der alliierten Übermacht teilweise Hals über Kopf zurückziehen, Gebiete räumen und aufgeben, was ebenfalls zu Chaos, Elend und Tod führte. Der Krieg, der als eine Abfolge erfolgreicher deutscher »Blitzkriege« begonnen hatte, hatte sich nach seinem Wendepunkt 1943 also um 180 Grad gedreht. Panik, Leid und Zerstörung trafen von nun an nicht mehr nur mehrheitlich die Menschen außerhalb Deutschlands, sondern auch die Deutschen selbst. Auch sie erlebten im Folgenden, wie zerstörerisch dieser Krieg war. Die Gewalt war allgegenwärtig – und das nicht nur, weil so viele Menschen unmittelbar mit ihr konfrontiert waren, sondern auch weil es angesichts ihres vernichtenden Charakters unmöglich geworden war, sie zu bewältigen.

Klar ist nun aber nicht allein, dass die Deutschen sich am Ende des Zweiten Weltkrieges in einer tiefen Krise befanden; klar ist auch, dass sie alles dafür taten, um dem Chaos, dem Massentod und dem Leid zu entkommen. Denn spätestens Ende der 1940er Jahre war offenkundig, dass die Situation sich gewandelt hatte. Die Trümmerberge waren niedriger geworden, die Wunden in den Hintergrund gerückt und es hatten sich wieder verlässliche gesellschaftliche Verhältnisse etabliert. Doch wie war das möglich geworden? Die Deutschen hatten sich eben noch an einem Nullpunkt befunden, sie waren gebrochen, verzweifelt, tief traumatisiert und ohne Perspektive gewesen. Dennoch aber war es ihnen im Osten wie im Westen gelungen, den Krieg binnen weniger Jahre hinter sich zu lassen und ein »Leben nach dem Tod«, wie es der Historiker Richard Bessel nennt, zu beginnen.³⁵ Sie waren, anders als es angesichts des Grauens, der Blutbäder und der Zerstörungen anzunehmen gewesen wäre, nicht jahrelang in einer Schockstarre verharret, sondern hatten sich rasch mit der Sicherung und Wiederherstellung ihrer Lebenswelt beschäftigt. Nicht nur Gefühle der Ohnmacht, Trauer, Verzweiflung und Resignation prägten daher das Kriegsende, auch ein bestimmtes Maß an Aktivität kennzeichnete die »Gesellschaft der Überlebenden« (Svenja Goltermann)³⁶. Die Menschen woll-

- 34 Richard Bessel, »The War to End All Wars. The Shock of Violence in 1945 and Its Aftermath in Germany«, in: Alf Lüdtke, Bernd Weisbrod (Hrsg.), *No Man's Land of Violence. Extreme Wars in the 20th Century*, Göttingen: Wallstein 2006, S. 69–99, hier: S. 73; Lutz Raphael, *Imperiale Gewalt und mobilisierte Nation. Europa 1914–1945*, München: C.H. Beck 2011, S. 261.
- 35 Richard Bessel, »»Leben nach dem Tod« – Vom Zweiten Weltkrieg zur zweiten Nachkriegszeit«, in: Bernd Wegner (Hrsg.), *Wie Kriege enden. Wege zum Frieden von der Antike bis zur Gegenwart*, Paderborn: Schöningh 2002, S. 239–258, hier: S. 241.
- 36 Svenja Goltermann, *Die Gesellschaft der Überlebenden. Deutsche Kriegsheimkehrer und ihre Gewalterfahrungen im Zweiten Weltkrieg*, München: DVA 2009

ten weiterleben und sie bemühten sich deshalb, die Katastrophensituation, in die sie geraten waren, zu bewältigen, diese Stück für Stück hinter sich zu lassen und ein neues gesellschaftliches Fundament zu finden.³⁷ Freilich war all das insbesondere in den späten 1940er Jahren mit unterschiedlichem Tempo, auf unterschiedliche Weise und mit unterschiedlichen Voraussetzungen geschehen, doch es war geschehen. Denn unabhängig davon, in welcher Zone, in welchem Besatzungssystem die Menschen sich nach 1945 befanden, sie strebten danach, die Gewalt loszuwerden und ein neues Leben zu beginnen.³⁸

Um diesen das Kriegsende prägenden Entwicklungszusammenhang aus Krise und Bewältigung nun zu rekonstruieren, richtet sich der Blick im Folgenden auf die Gewalterfahrungen der Deutschen. Sie stehen hier im Zentrum, da sich an ihnen nicht nur zeigt, was im Krieg geschah, sondern auch, welche Wirkungen und Konsequenzen dieser hatte. Kriege, ganz gleich welcher Art, basieren, wie die Forschung seit Carl von Clausewitz' berühmter Definition einhellig betont, auf systematisch angewandter Gewalt.³⁹ Sie dominiert, bis eine Partei geschlagen, erschöpft oder zerstört ist. Folglich entbehrt es nicht einer gewissen analytischen Stichhaltigkeit, dass vom Krieg nur sprechen kann, wer auch von den Gewalterfahrungen spricht.⁴⁰ Sie sind es, die zu erkennen geben, was den Krieg ausmachte, welche Folgen er zeitigte und welche Veränderungen

- 37 Richard Bessel, »»Leben nach dem Tod« – Vom Zweiten Weltkrieg zur zweiten Nachkriegszeit«, in: Bernd Wegner (Hrsg.), *Wie Kriege enden. Wege zum Frieden von der Antike bis zur Gegenwart*, Paderborn: Schöningh 2002, S. 239–258, hier: S. 241; Michael Geyer, »Die eingebildete Heimkehr. Im Schatten der Niederlage«, in: Daniel Fulda, Dagmar Herzog, Stefan-Ludwig Hoffmann, Till van Rahden (Hrsg.), *Demokratie im Schatten der Gewalt. Geschichten des Privaten im deutschen Nachkrieg*, Göttingen: Wallstein, 2010, S. 72–96, hier: S. 74, 96.
- 38 Da die Überlebenden in den späten 1940er Jahren unabhängig von ihrem konkreten Aufenthaltsort und der dort herrschenden Besatzungsmacht an der Gewalt »arbeiteten«, sie von ihr und ihren Folgen loskommen wollten, wird hier für das »lange« Kriegsende analytisch nicht zwischen den Westzonen und der sowjetischen Besatzungszone unterschieden. Das Bemühen, einen Weg aus der Gewalt zu finden, wird im Anschluss an Michael Geyer als »anthropologisches Verfahren« behandelt; vgl. Michael Geyer, »Die eingebildete Heimkehr. Im Schatten der Niederlage«, in: Daniel Fulda, Dagmar Herzog, Stefan-Ludwig Hoffmann, Till van Rahden (Hrsg.), *Demokratie im Schatten der Gewalt. Geschichten des Privaten im deutschen Nachkrieg*, Göttingen: Wallstein, 2010, S. 72–96, hier: S. 73.
- 39 Siehe zur Kriegsdefinition von Carl von Clausewitz u.a.: Andreas Herberg-Rothe, *Der Krieg. Geschichte und Gegenwart. Eine Einführung*, Frankfurt am Main: Campus 2017, S. 9f.
- 40 Dierk Spreen, *Krieg und Gesellschaft. Die Konstitutionsfunktion des Krieges für moderne Gesellschaften*, Berlin: Duncker & Humblot 2008, S. 30.

er auslöste. In anderen Worten: Kriegsgewalt ist nicht nur ein unmittelbar wirkendes Ereignis, sondern setzt als Erfahrung immer auch soziale Entwicklungs- und Transformationsprozesse in Gang.

Doch so vielversprechend der Ansatz – mittels der Gewalterfahrungen das Kriegsende zu analysieren – aufs Erste scheint, die Kategorie der Erfahrung ist in der Praxis keine leicht handzuhabende Kategorie. Da ist zunächst, dass Erfahrung nur im Plural auftritt, sie also, verkürzt gesprochen, eine radikal individuelle Wahrnehmungs- und Wissensform ist. Sie wurzelt im persönlichen Erleben und kann stets nur von einem Individuum verkörpert werden. Folglich leuchtet auch der Einwand ein, wonach es auf der Makroebene, also im Hinblick auf eine Gesellschaft, so etwas wie gemeinsame oder geteilte Erfahrungen eigentlich nicht gibt. Erfahrung, wie insbesondere die soziologische Ungleichheitsforschung betont, ist eine Sache des Individuums. Dieses nimmt seine unmittelbaren Erlebnisse, verarbeitet sie und gliedert sie in sein Leben ein, während es der sozialen Ebene allein vorbehalten ist, die Instrumente für diesen Deutungsprozess bereitzustellen. In diesem Sinne sind Erfahrungen also genauso individuell wie verschieden – und das trifft auch dann noch zu, wenn, um mit Ferdinand Tönnies zu sprechen, Erfahrungen gar nicht in einer Gesellschaft, sondern in einer Gemeinschaft entstehen.⁴¹ Das heißt: Selbst im kriegführenden Nazi-Deutschland, einer totalen, gleichgeschalteten Kriegsgemeinschaft also, waren die Erfahrungen der Menschen höchst disparat. Sie variierten je nachdem, ob die Menschen den Krieg mehrheitlich an der Front, der Heimatfront oder abwechselnd an beiden Schauplätzen verbrachten, in Städten oder im ländlichen Raum lebten, im Ost- oder Westteil des Reiches zuhause waren. Und auch soziale Vorgegebenheiten wie Geschlecht, Alter, religiöse Zugehörigkeit, politische Überzeugung oder schichtspezifische Herkunft waren nicht ohne Bedeutung, sondern prägten das, was die Deutschen während des Krieges erfuhren.⁴² Doch so grundsätzlich unterschiedlich die Erfahrungswelt von Menschen ist, sie weist trotzdem auch Verbindungslinien auf. Denn wie der Soziologe Karl Mannheim im Rahmen seiner Beschäftigung mit dem Generationenbegriff argumentiert hat, können gesellschaftliche Großereignisse »homogenisieren«. Damit ist gemeint, dass durch kollektive Ereigniszusammenhänge, seien es Feste, Dürreperioden oder eben Kriege, Räume entstehen, in denen sich alle daran beteiligten

41 Siehe zur Gegenüberstellung von *Gesellschaft* und *Gemeinschaft*: Ferdinand Tönnies, *Gemeinschaft und Gesellschaft. Grundbegriffe der reinen Soziologie*, Leipzig: Hans Buske Verlag 1935.

42 Reinhart Koselleck, »Erinnerungsschleusen und Erfahrungsschichten. Der Einfluß der beiden Weltkriege auf das soziale Bewußtsein«, in: Reinhart Koselleck, *Zeitschichten. Studien zur Historik*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 2000, S. 265–286, hier: S. 266.

Akteure wiederfinden.⁴³ Nicht mehr das Trennende und Individualisierende kennzeichnet dann die Erfahrungswelt der Menschen, sondern das Geteilte. Oder anders formuliert: Erfahrungen sind plötzlich nicht mehr das Produkt subjektiv erlebter Wirklichkeit, vielmehr schaffen überindividuelle Zusammenhänge soziale Wirklichkeiten, deren Erfahrung sich Menschen nicht mehr entziehen können.

Im Zweiten Weltkrieg war das nun nicht anders. Auch dieser Krieg stellte aus Sicht der Menschen ein überindividuelles Großereignis dar, das Erfahrungen forcierte. Und da sich insbesondere seiner Gewalt in den mehr als fünf Jahren so gut wie niemand entziehen konnte, sie *total* war, geht es nicht an der Realität vorbei, Gewalt als »die« soziale Erfahrung des Zweiten Weltkrieges zu begreifen. Sie kolonialisierte das Leben, den Alltag, die Körper und Köpfe und schuf so eine eigenständige Erfahrungsgemeinschaft. Freilich war das nicht von Anfang an so. Denn zunächst beschränkte sich diese Gewaltgemeinschaft noch auf die Gruppe der Soldaten. Sie waren es, die den Krieg führten und mit der Gewalt in alltäglicher Verbindung standen. Je länger allerdings der Krieg dauerte und je weniger erfolgreich er für die deutsche Seite verlief, desto mehr Menschen wurden in diesen hineingezogen, was wiederum nichts anderes heißt, als dass im Laufe des Krieges immer mehr Menschen unausweichlich mit seiner Gewalt konfrontiert wurden. Die Gewalt – ausgeübt wie erlitten – blieb im Zweiten Weltkrieg damit keine Angelegenheit Weniger, sondern erfasste die Gesellschaft als Ganzes.

Wer mit der Kategorie der Erfahrung arbeitet, muss aber nicht nur klären, welche soziale Reichweite die untersuchten Erfahrungen aufweisen und was sie verbindet, er muss gleichfalls der Tatsache Rechnung tragen, dass Erfahrungen dynamisch sind. Erfahrung formiert sich in der Zeit und ist daher im Unterschied zum Erlebnis oder zur Wahrnehmung von Grund auf keine statische Kategorie. In ihr wird das Erlebte kontextabhängig gedeutet und verarbeitet, was soviel bedeutet wie: Erfahrung lebt. Sie kann abbilden, verdichten oder ausbuchstabieren; sie kann aber auch eine andere Richtung einschlagen und sich schlichtweg vom Erlebten entfernen, indem sie verzerrt, abwandelt oder anpasst. Es ist folglich der Moment oder, besser gesagt: der jeweilige Erfahrungsrahmen, der beeinflusst, was aus dem Erlebten wird. Wichtig ist nun allerdings nicht nur der Hinweis, dass Erlebnis und Erfahrung nicht identisch sind, ebenso bedeutsam ist es, Erfahrung vom Modus des Erinnerns abzugrenzen. Freilich setzt Erfahrung bis zu einem gewissen Maß Erinnerung voraus, denn eine Erfahrung kann nur ausgeprägt, bestätigt oder

43 Karl Mannheim, »Das Problem der Generationen«, in: Karl Mannheim, *Wissenssoziologie. Auswahl aus dem Werk*, eingeleitet und herausgegeben von Kurt H. Wolff, Berlin, Neuwied: Luchterhand 1964, S. 509–565, hier: S. 536.

angepasst werden, wenn die betreffende Person sich an das, was sie erlebt hat, erinnert. Insofern ist Erfahrung immer an Erinnerung gekoppelt. Dennoch aber sind Erfahrung und Erinnerung unterschiedliche Kategorien, und zwar deshalb, weil Erfahrung auf unmittelbaren Erlebnissen basiert, Erinnerung hingegen sich auch aus dem Diskurs speisen kann. Letztere muss somit kein authentisches Initiationsmoment haben, während dies für Erfahrung zwingend ist. Damit ist allerdings nicht gesagt, dass nicht auch Erfahrung sich wandelt. Zwar hat sie diesen eben beschriebenen ursprünglichen Kern, doch spätestens in dem Moment, in dem der Deutungs- und Verarbeitungsprozess beginnt, wirken neue, jenseits des unmittelbaren Ereigniszusammenhangs stehende Prägefaktoren. Soziokulturelle Strukturen gewinnen an Einfluss und sorgen dafür, dass Erfahrungen sich ihrer aktuellen Umgebung »anpassen«. Es sind demnach immer auch konkrete gesellschaftliche Verhältnisse, die Erfahrungen anleiten. Sie beeinflussen in Form von Sprachregelungen, Begrifflichkeiten oder Bildern, was zu einer Erfahrung werden kann und was nicht.

Angesichts dieser Komplexität von Erfahrung kann eine Arbeit mit selbiger folglich nur gelingen, wenn sie nicht eng geführt, sondern in einem erweiterten Sinne behandelt wird. Das heißt: Allein auf Basis eines erweiterten Erfahrungsbegriffs ist es möglich, sowohl die unterschiedlichen Ebenen als auch die Dynamik der Erfahrungen zu erfassen. Aus den unterschiedlichen Definitionen, Ansätzen und Konzeptionen, die in den Geistes- und Sozialwissenschaften für den Erfahrungsbegriff existieren, werden in dieser Arbeit deshalb drei Linien zusammengeführt und zu einem Konzept gebündelt. Dabei handelt es sich *erstens* um (wissens-)soziologische Arbeiten, die die soziale Struktur von Erfahrung herausstellen.⁴⁴ Sie berücksichtigen die Wechselwirkungen und Abhängigkeiten, die bei Erfahrungen zwischen dem Einzelnen und dem Sozialen, also zwischen subjektiver Realität und normativer Vorstellung bestehen. Denn die subjektiv erlebte Realität ist zwar zum einen der unhintergehbare Kern von Erfahrung, zum anderen wird sie aber immer auch von sozialen und institutionellen Rahmenbedingungen beeinflusst. *Zweitens* werden hier geschichts- und erinnerungstheoretische Erfahrungsansätze herangezogen, um so der zeitlichen Struktur von Erfahrung Rechnung tragen zu können. Wie bereits erwähnt, ist Erfahrung ein Prozess, der im Erlebnis wurzelt und sich im Anschluss daran, sprich, im Verlauf der Zeit, formiert.⁴⁵ Ohne Berücksichtigung des

44 Zur Debatte um den soziologischen Erfahrungsbegriff siehe: Jutta Nowosadtko, »Erfahrung als Methode und als Gegenstand wissenschaftlicher Erkenntnis. Der Begriff der Erfahrung in der Soziologie«, in: Nikolaus Buschmann, Horst Carl (Hrsg.), *Die Erfahrung des Krieges. Erfahrungsgeschichtliche Perspektiven von der Französischen Revolution bis zum Zweiten Weltkrieg*, Paderborn, München, Wien, Zürich: Schöningh 2001, S. 27–50.

45 Reinhart Koselleck, »Erfahrungsraum« und »Erwartungshorizont« – zwei historische Kategorien, in: Reinhart Koselleck, *Vergangene Zukunft. Zur*

Faktors »Zeit« ist also nicht zu entschlüsseln, wie Erfahrung entsteht und was aus ihr wird. Der *dritte und letzte* Strang, der hier schließlich aufgegriffen wird, entstammt dem Feld der Politiktheorie beziehungsweise der kulturwissenschaftlichen Narratologie. Er erweist sich ebenfalls als unerlässlich, da er die narrative Wandelbarkeit und den chamäleonhaften Charakter von Erfahrung hervorhebt.⁴⁶ Erzählungen helfen nämlich nicht nur, Erfahrungen kommunikativ zu rahmen und so eine Erfahrungsgemeinschaft überhaupt erst entstehen zu lassen, sie geben gleichfalls aufgrund ihrer Koppelung an die symbolische Ordnung einer Gesellschaft Rückschlüsse auf gesellschaftspolitische Strukturmerkmale. Oder anders gesprochen: In erzählten Erfahrungen verbirgt sich nicht nur Sein, sondern auch Sollen.

Um zu verdeutlichen, wie der deutschen Gesellschaft der Weg aus der Gewalt gelang, arbeitet diese Untersuchung aber nicht ausschließlich mit dem Erfahrungsbegriff. Vielmehr bildet ein Vergleich zwischen dem Ende des Ersten Weltkrieges und dem Ende des Zweiten Weltkrieges ebenfalls einen wichtigen analytischen Stützpfiler. Der Erste Weltkrieg war der Auftakt in jene Phase des 20. Jahrhunderts, die der Historiker Eric Hobsbawm bekanntlich als »Katastrophenzeitalter« bezeichnete.⁴⁷ Andererseits steht der Große Krieg aber auch für einen Endpunkt, da mit ihm in zahlreichen europäischen Ländern die Epoche der heroischen Gesellschaft zu Ende ging. Formen der Ehrerbietung und eine hohe gesellschaftliche Auszeichnung für kriegerische Opferbereitschaft hatten als heroische Dispositionen die nationalstaatlich verfassten Gesellschaften des 19. und frühen 20. Jahrhunderts geprägt. Doch die Geschehnisse des Ersten Weltkrieges, also die mechanisierte, industrialisierte Gewalt, veränderten die europäischen Gesellschaften hinsichtlich ihrer Zustimmung zu diesen Werten und Einstellungen. Im Angesicht der enormen Opferzahlen, Verluste

Semantik geschichtlicher Zeiten, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1979, S. 349–375; Jörn Leonhard, »Erfahrung im 20. Jahrhundert. Methodische Perspektiven einer »Neuen Politikgeschichte««, in: Norbert Frei (Hrsg.), *Was heißt und zu welchem Ende studiert man Geschichte des 20. Jahrhunderts?*, Göttingen: Wallstein 2006, S. 156–163; Nikolaus Buschmann, Horst Carl (Hrsg.), *Die Erfahrung des Krieges. Erfahrungsgeschichtliche Perspektiven von der Französischen Revolution bis zum Zweiten Weltkrieg*, Paderborn, München, Wien, Zürich: Schöningh 2001.

46 Zur Rolle von Erfahrung im Bereich der Politiktheorie siehe: Claudia Althaus, *Erfahrung denken. Hannah Arendts Weg von der Zeitgeschichte zur politischen Theorie*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2000, S. 67ff.; Grit Straßenberger, *Über das Narrative in der politischen Theorie*, Berlin: Akademie Verlag 2005, S. 30.; Joan W. Scott, »The Evidence of Experience«, in: *Critical Inquiry*, Vol. 17, No. 4, The University of Chicago Press 1991, S. 773–797, hier: S. 797.

47 Eric Hobsbawm, *Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts*, München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1998, S. 35ff.

und Zerstörungen setzte ein europäischer Bewusstseinswandel ein, sodass soldatische Tugenden, kriegerische Opferbereitschaft und militärische Einstellungen ihr gesellschaftliches Prestige verloren. Das Projekt, einen »Duellkrieg mit Hilfe von Kriegerethos und Kriegsrecht« zu führen, war demnach, wie die Forschung einhellig betont, mit dem Ersten Weltkrieg an sein Ende gekommen.⁴⁸ Allein die Deutschen gingen in der Folge insofern erneut einen Sonderweg, als dass sie sich als einzige westeuropäische Gesellschaft nochmals re-heroisierten und re-mobilisierten. Eine Mythologisierung des Krieges⁴⁹ im Zusammenwirken mit der totalitären und revisionistischen Politik des nationalsozialistischen Regimes führten in Deutschland nämlich dazu, dass sich hier trotz des Schreckens, den der Erste Weltkrieg hinterlassen hatte, erneut bellizistische, gewaltapologetische und sakrifizielle Werte breitmachen konnten. Erst für die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg ist schließlich zu beobachten, dass der Krieg und die mit ihm verbundenen Ideale auch hier verschwanden. Was nun aber ein Vergleich der beiden Kriegsenden offenbart, ist, dass beide Male die Folgen und Reaktionen des Krieges »bearbeitet« wurden, sie jeweils in den Dienst des gesellschaftlichen Basisprozesses gestellt wurden.⁵⁰ Anders als am Ende des Ersten Weltkrieges wurden Krieg und Gewalt nach dem Zweiten Weltkrieg jedoch nicht mehr überhöht, sondern strikt als zerstörerisch und verletzend entworfen, um so die Krise, also die Differenz zwischen normativer und inkorporierter Erfahrung zu überwinden. Vergleicht man also, wie jeweils auf den Krieg und seine Gewalt reagiert wurde, so zeigt sich, welchen Einfluss insbesondere die konkreten politischen, sozialen und kulturellen Rahmenbedingungen auf Erfahrungen haben. Sie beeinflussten die Interpretation, Deutung und Einordnung der Gewalt in einem erheblichen Ausmaß, was es unerlässlich macht, sie zu berücksichtigen. Denn nur wenn sie als Leitkategorien berücksichtigt werden, scheint es möglich, jene diskursive Anpassung zu entschlüsseln, die am Ende des Zweiten Weltkrieges zur Krisenbewältigung einsetzte und die Gewalt eben nicht mehr verherrlichte, sondern als destruktiv benannte.

48 Herfried Münkler, »Helden, Sieger, Ordnungstifter. Humanitäres Völkerrecht in den Zeiten asymmetrischer Kriege«, in: Internationale Politik 3, Mai/Juni, 2014, S. 118–127, hier: S. 125.; Herfried Münkler, *Der Wandel des Krieges. Von der Symmetrie zur Asymmetrie*, Weilerswist: Velbrück Wissenschaft 2014, S. 310ff.

49 Dazu ausführlich: George L. Mosse, *Gefallen für das Vaterland. Nationales Heldentum und namenloses Sterben*, Stuttgart: Klett-Cotta 1993.

50 Zum Begriff des historischen Basisprozesses siehe: Anselm Doering-Manteuffel, »Die deutsche Geschichte in den Zeitbögen des 20. Jahrhunderts«, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, 3/2014, München: Oldenbourg 2014, S. 321–348, hier: S. 322f.

II. Theoretische Grundlagen des Strukturbruchs

II.1. Zur Typologie moderner Gesellschaften oder: Was ist eine Kriegsgesellschaft?

Wie eingangs erläutert, transformiert sich die deutsche Gesellschaft nach dem Zweiten Weltkrieg von einer *Kriegsgesellschaft* in eine *Zivilgesellschaft*. Wenn nun aber, wie von der vorliegenden Untersuchung beabsichtigt, der Mechanismus dieses Strukturbruchs analysiert werden soll, ist es nötig, vorab zu klären, was eine Kriegsgesellschaft und was eine Zivilgesellschaft ausmacht. Das allerdings ist kein unproblematisches Unterfangen, beschäftigt sich die Forschung doch nahezu ausschließlich mit dem Typus der Zivilgesellschaft – und das dazu noch auf eine sehr eingeschränkte Weise. Denn von *Zivilgesellschaft* oder von *civil society* ist in den Sozialwissenschaften meist dann die Rede, wenn sich eine Gesellschaft jenseits von Staat und Markt durch eine aktive Teilhabe ihrer Bürger am Gemeinwesen auszeichnet.¹ Demgegenüber lässt sich jedoch auch von einer Zivilgesellschaft sprechen, wenn eine Gesellschaft weitgehend in Frieden lebt und militärische Institutionen einhegt. Eine in diesem Sinne verstandene Zivilgesellschaft zeichnet sich folglich dadurch aus, dass sie – anders wiederum als eine Militärgesellschaft – auf zivile Einrichtungen und gewaltfreie Konfliktlösung setzt. Nicht militärisch-kriegerische Gewalt bildet hier den Bezugspunkt gesellschaftlichen Handelns, sondern Konsens, Vermittlung und Partizipation. Dazu kommen ferner Merkmale wie Rechtsstaatlichkeit, Pluralismus, Marktwirtschaft, sozialer Ausgleich, kulturelle Vielfalt und Individualisierung, die ebenso das Wesen einer Zivilgesellschaft ausmachen.² All das heißt nun aber nicht, dass Zivilgesellschaften überhaupt keine Kriege führen würden, sie kriegerische Gewalt komplett ablehnen, ausschließen oder

1 Der Begriff der Zivilgesellschaft erlangte in der Übergangsphase zwischen absolutistischer Monarchie und moderner Staatlichkeit große Bedeutung. Das, was Reinhart Koselleck »Erfahrungsraum« und »Erwartungshorizont« nennt, war hier in einem Ausmaß durcheinandergeraten, dass ein neues soziopolitisches Fundament erforderlich wurde. Die Zivilgesellschaft als Idee und Ordnungsmodell sollte daher den absolutistischen Staat ablösen und stattdessen verstärkt politische Teilhabe und individuelle Eigentumsrechte garantieren; vgl. Mary Kaldor, *Global Civil Society. An Answer to War*, Cambridge: Blackwell Publishers 2003, S. 17ff.

2 Dierk Spreen, *Krieg und Gesellschaft. Die Konstitutionsfunktion des Krieges für moderne Gesellschaften*, Berlin: Duncker & Humblot 2008, S. 21.